II.

Kanton Uri.

Eine Stadt von kaum mittler Größe beherbergt häufig zahlreichere Bevölkerung, als dieser souveräne Alpenstaat, welcher unter den Urkantonen der Schweiz, als deren erster glänzt. Er hat von einem Ende zum andern, in seinen 20—30 Dörfern, kaum 13,000 Einwohner. Und doch wird seines Gebietes Flächenraum auf mehr denn 20 Geviertmeilen geschätzt. Aber weit aus den größern Theil des Raums bedecken unwirthbare Felsen, Firnen und Gletscher, von 5—10,000 Fuß Höhe, und, nur im Sommer, den Heerden zugängliche, Alpen. Der Mensch aber wohnt in der Tiefe schmaler Schluchten und Thalgelände, wo die Gebirge ihre Füße verschränken und den Bergströmen Durchgang gestatten.

Von den Quellen der Reuß, auf dem höchsten Uebergangspunkte des St. Gotthardsberges, zieht sich längs diesem Strome, ein enges Thal zehn Stunden lang abwärts bis zum See der vier Waldstätte, den es noch, ein Paar Stunden weiter hin, gabelförmig mit seinen Uferrändern, wie eine große Bucht, umfaßt, oder vielmehr mit Felswänden und waldigen, wilden Berghalden ummauert. Vom Hochgebirg der Morgenseite münden sich zwei Bergwasser gegen die Reuß aus: der Schächenbach und Kerstelen- oder Maderanerbach, die aus dem verschneiten Hintergrunde noch engerer Nebenthäler gleiches Namens hervortoben. Gegen den See hin erweitert sich aber das Hauptthal, mit flachen versumpften Ufern auf die Breite einer halben Stunde; von da zurück, den Reußstrom aufwärts, verengert es sich allmälig, bis, nach vier Wegstunden schon, die 8000 Schuh hohe Pyramide des Bristensloks Alles, selbst jeden Ausweg zu verrammeln scheint. Dort schlängelt sich rechts jedoch durch Gebirgsschluchten die be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS GRÜTLI AM VIERWALDSTÄTTER SEE.

THE GRÜTLI ON THE LAKE OF THE FOUR CANTONS.

GRÜTLI SUR LAC DE QUATRE CANTONS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Winkles sculp.

TELL'S PLATTE, LAKE OF THE FOUR FOREST CANTONS.

TELL'S PLATTE AM VIERWALDSTÄDTER SEE.

LE ROCHER DE GUILLAUME TELL SUR LE LAC DES WALDSTETTEN.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

queme, neugebaute Hochstraße zum Gotthard hinauf; links spalten sich die Berge zum Eingang ins Maderanerthal aus einander.

Es wäre wohl überflüssig die landschaftlichen Schönheiten dieses kleinen Geländes zu schildern. Man kennt sie aus unzähligen Abbildern: das Grüttli am See, welches den ersten Schwur der Eidsgenossen für ihre bedrängte Freiheit hörte; die Tellenplatte am andern Ufer, wo der kühne Mann, von dem sie den Namen führt, Geßlers Nachen entsprang, und nun zu seinem Gedächtniß eine offne geräumige Kapelle zwischen wehenden Zweigen über den Spiegel des Wassers leuchtet; die Trümmer von Twing-Uri in der Nähe vom Zusammenfluß der Reuß und des Kerstelenbachs, im Schatten des hohen Bristenstoks und der noch höhern Windgelle. Jeder Schritt durch das romantische Thal, zwischen den Reihen der Berge, mit ihren Silbergipfeln, schroffen Felswänden, waldigen Abhängen und grünen Auen, verwandelt die Schaubühne, bringt andre Gemälde. Den Ernst, welchen die Erhabenheit der nahen Alpen einflößen könnte, mildert die idyllische Lieblichkeit der Umgebungen im Thalboden; ein im Gebüsch verlornes Dorf dort und hier; ein von Epheu umsponnenes Kreuz neben einsamer Kapelle; eine Heerde im umhägten Wiesengrund; eine baufällige Hütte, die sich an den bemoosten Felsblock lehnt; ein Wald von Fruchtbäumen, durch welchen der Weg zieht; Geräusch der Quellen und Waldbäche, vermengt mit dem melodischen Schellenklang weidender Heerden und beladner Saumrosse vom Gotthard her oder hin zu ihm; und Glockenklang entfernter Kirchen.

Ohne Zweifel könnte das Hauptthal sorgfältiger und reicher angebaut seyn, wenn nicht die Viehzucht den größten Theil des Bodens zu Wiesen in Anspruch nähme, und wenn nicht Herkommen und herkömmliche Unwissenheit viel Gutes verhinderten. Sobald der Frühling die Felder grün kleidet, werden die Heerden ihren Ställen entlassen, hier, wie in den übrigen Hirtenkantonen. Von hundert Einwohnern ist jedoch im Allgemeinen kaum immer nur Einer Eigenthümer von Rindvieh. Schaafe, und besonders Ziegen, sind in größerer Menge, weil sie auch von ärmern Haushaltungen genährt werden können. Bis der Boden des Thals abgeweidet ist, sprossen an den untern Berghalden schon Gras und Kräuter hervor. Die Heerden werden dann hinaufgeführt, und von Staffel zu Staffel des Gebirgs höher, je weiter allmälig der Winter zurückweicht, bis in die höchsten Alpen. Sind diese, während der wärmsten Sommerzeit endlich vollkommen benutzt, kehrt eben so, beim

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anrückendem Herbst, das Vieh, in die untern Alpen, weidend zurück; nach und nach bis zum Thalboden, um da wieder die Wiesen abzuätzen, welche indessen schon die Scheuren mit Heu gefüllt haben.

Wie gesagt, bei gehörigem Anbau des Bodens, würde das Ländchen um Vieles reicher seyn. Himmel und Erdreich sind günstig. Aber weite Strecken der Felder liegen noch wüst da: als «Allmenden» dienen sie zu schlechter, magerer Weide des Viehes, welches jeder Bürger, der desgleichen besitzt, dahin treibt. Der Reichere hat natürlich den größern Nutzen; der Aermere, wie überall in dieser besten Welt, kömmt dabei zu kurz, wird noch ärmer, und natürlicher Weise dann die Plage der Wohlhabendern. Diese müssen ihn, und seinen Müßiggang dazu, am Ende mit Steuern und Almosen nähren, und sie büßen Größeres ein, als sie durch übelrechnende Habsucht gewonnen hatten. Es ist nachgewiesen, daß ein sehr beträchtlicher Theil des Völkchens fast ganz eigenthumslos ist, und daß, ungeachtet es nicht am anbaufähigen Boden mangelt, jährlich über 60,000 Gulden allein nur für Produkte des Landbau's aus dem Kanton gehen, die in ihm selber sehr gut erzeugt werden könnten. Erst im Jahr 1834 hat man angefangen, zur Abwehr größerer Verarmung, einige Verbesserungen einzuführen.

Das Reuß-Thal von Uri und die untern Nebenthäler übertreffen sogar an Fruchtbarkeit die benachbarten Gelände von Schwyz und Unterwalden. Denn die sommerliche Wärme, hier von den ungeheuern Felsenbergen links und rechts gegen die Thalebenen zurückgestrahlt, wird brennender; und in den Hochthälern zerrinnt der Schnee früher unter dem Hauch des Frühlings.

Freilich, dieser Frühlingshauch, welcher in Uri das Pflanzenleben schneller erregt und zur Reife führt, kann nicht selten auch Gefahren bringen. Er ist ohne Zweifel der Sohn der afrikanischen Sandwüsten, welcher, über das Mittelmeer gekommen, in Italien den Namen Sirocco empfängt, und in der Schweiz Fön (Favonius) geheißen wird. Vermöge seiner Wärme fährt er in den obern Schichten des Luftkreises daher, und in schrägen Richtungen, von Süden nach Norden, in die Thäler der Schweiz nieder. Hier zwischen tausend Klaftern hohen Gebirgswänden, wie in labyrinthischen Gassen einer Stadt, gefangen und eingeklemmt, verdoppelt sich seine Gewalt, wie seine Strömung reißender wird. Während der Fön Tage, zuweilen Wochen lang, den Schnee von den untern Alpen abfegt und Lauinen reben Lauinen von Gipfeln und Halden der Firnen und Gletscher rollt, kann er in den tiefern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thalungen Hütten niederstürzen, ihre umsonst mit Felsstücken belasteten Schindeldächer entführen, starke Bäume entwurzeln, und den weiten See der Waldstätte mit schäumenden Wellen bedecken. Zur Zeit seines größten Ungestüms, wird in Uri die Sorgfalt gegen Feuersgefahr verdoppelt; man bewacht die Flamme des Heerdes, oder löscht sie, und rüstet das Geräth zur Tilgung allfälliger Feuersbrünste, für welche die hölzernen Wohnungen und Ställe der Dörfer nur zu viel Empfänglichkeit zeigen. Nervenschwache oder reizbare Personen empfinden beim Gehen des Fön's unbehagliche Schwere in den Gliedern, bald Kopfweh, bald eine gewisse Betäubung. Ich erkannte ihn jedesmal, nicht nur an seiner höhern Wärme, sondern an einem durch die Luft verbreiteten, feinen, nicht unangenehmen, brandigen Geruch. Man sieht ihn in schräger Bahn längs den Bergen niedergehen, wo droben das bewegte Laub der Wälder mit geänderter Farbe seinen Strich verräth, inzwischen drunten noch Stille oder ein entgegengesetzter Luftstrom herrscht. Der plötzliche Uebergang aus diesem letztern, besonders wenn er kühl ist, in den heißen Fön, erschreckt fast. Man hat eine Empfindung, als athme man Wärmestrahlen eines nahen, unsichtbaren Gluthaufens.

1.

Tells Kapelle in Bürglen.

In diesem freundlichen Bergdorfe, auf einer sanften Anschwellung des Bodens, an der Ausmündung des Schächenthals gelegen, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Seinen Namen nennen die gebildetern Bewohner aller Welttheile. Mit ihm verknüpft sich der Gedanke der Freiheit. Man besucht gern die Stätten, wo einst die Unsterblichen wandelten; und glaubt ihnen näher zu seyn, wo uns umgibt, was sie umgab.

Tell's Wohnung steht nicht mehr; aber auf der Stelle derselben erhebt sich malerisch ein kleines Bethaus, mit Gemälden von Tells Thaten geschmückt. Dahinter und ohnweit der zierlichen Dorfkirche, ragen die zerfallenen Mauern einer Burg hervor, die weiland von den Meyern von Bürglen bewohnt wurde. Diese sind vergessen; Tells Name lebt. Griechen und Römer errichteten dem Andenken ihrer großen Männer Bildsäulen; die Schweizer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bauten, in christlicher Frömmigkeit, ihren Helden und Vaterlandsrettern Kapellen. Hieher stellen noch heute Urner und Schwyzer jährlich feierliche Betfahrt an.

Man weiß vom Leben und Tode des berühmten Hirten und Jägers wenig; aber von beiden das Schönste. Er legte zur Erlösung seines gedrückten Volkes die erste Hand an; und er starb, sieben und vierzig Jahr nach dieser That (im Jahr 1354), als er sich, ein hochbetagter Greis, um ein Kind aus den Fluthen des Schächenbachs zu retten, in die Wellen desselben stürzte. Weder Leben noch Tod konnt' er mit glänzenderm Tugendmuth bezeichnen.

Man verweilt gerne bei dieser Kapelle. In die großen Erinnerungen, welche sie weckt, mischt die landschaftliche Umgebung ihren mächtigen Zauber. Alles ist Ehrfurcht erregend, Lieblichkeit und Demuth. Das Thal krümmt sich von da sechs Stunden lang aufwärts, links von den Felsgipfeln der Roßstöcke und des Kinzig umschlossen, rechts von den Kulmen und Zinken der Klariden, des Tismar, Schneehorns, der Ruchi und hohen Windgelle. In der Tiefe brauset der Schächenstrom, welcher oftmals mit furchtbarer Gewalt anschwillt und Bergschutt und Felsblöcke hinwegwogt, wenn der Schnee des Hochgebirgs plötzlich schmilzt.

Die Künstler zeichnen den Wilhelm Tell gewöhnlich als einen kräftigen und schönen Mann; wahrscheinlich mit dem größten Recht. Denn dies Thal beherbergt von Uri den schönsten Menschenschlag; blühende, zuweilen herkulische Jünglingsgestalten; Jungfrauen von junonischem Wuchs und den reinsten Farben des Gesichts. Im Reußthal begegnet man hingegen mehr hagern, bleichen, unansehnlichen Gestalten; sei es, daß die auszehrende Kraft des Fön's oder die Armuth vieler Leute, oder die minder einfache, minder mäßige Lebensart derselben, längs der Gotthardsstraße mit deren Wirthshäusern, nachtheilig einwirkt.

Die That des Tellen für sein Vaterland wird oft sehr falsch verstanden. Er war kein Stifter der Freiheit seines Volks, sondern nur Retter und Wiederhersteller derselben. Jahrhunderte vor ihm genoß die Bevölkerung dieser Hochgebirgsgegenden, was sie nach ihm genoß, und damals nur von unverständigen, gewaltsherrischen Vögten bedroht war.

Die ersten Ansassen in diesen rauhen Thälern, noch von Niemanden gekannt und genannt, wohnten in den weiten Einöden zerstreut, Jagd und Viehzucht treibend. Denn andere Mittel bot ihnen die Natur des Landes zu ihrer Selbsterhaltung nicht dar.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Hirtenleben fordert weite Räume für die Heerden. Einsamkeit gestattete den Einsiedlern die größte, persönliche Ungebundenheit, tägliche Vertrautheit mit Gefahren der Umgebungen machte sie stark und unerschrocken, und die freieste Bewegung ihrer Kräfte nöthig. Lange Zeit bildeten die Familien in den Thälern von Uri, Schwyz und Unterwalden nur noch eine einzige Gemeinde, die sich von Zeit zu Zeit, wenn eine Angelegenheit Aller berathen werden mußte, versammelte. Ohne Zweifel waren die Leute wohl auch insgesammt Genossen eines und desselben Volksstammes, vielleicht, ja wahrscheinlich, Ueberbleibsel der geschlagenen Kymern und Deutschen (Cimbern und Teutonen). Erst mit dem Wachsthum der Bevölkerung näherte man sich einander mehr und wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger, die persönlichen Willkühren beschränkter. Aber von der gewohnten Freiheit mochte keiner opfern. Wer konnte dem Gefühl und Bedürfniß seines eigenen Werthes und seines Rechts entsagen? Jeder blieb Herr für sich und wachte über sein Recht. Die Höfe waren endlich Dörfer geworden; doch behielten auch diese, wie einst die Höfe, den gemeinschaftlichen Genuß von Wäldern, Alpen und Viehweiden bei. So entstanden in Uri die „Genossamen“ oder nachherigen politischen Bezirke von mehreren Ortschaften; in Unterwalden die „Ürtinen“ in ähnlicher Bedeutung. Die Schwyzer hatten ihr Land in vier Theile gesondert, oder in „Viertel.“ Wegen der zunehmenden Volksmenge mußte zuletzt die gemeinschaftliche Versammlung aller waffenfähigen Männer der drei Länder in einer einzigen Landesgemeinde aufgehoben werden. Uri, Schwyz und Unterwalden trennten sich; jedes bildete von da an einen kleinen Freistaat für sich. Aus gleicher Ursache trennte sich späterhin, auf ähnliche Weise, auch Unterwalden noch in das Land „ob und nid dem Kernwald.“ Doch sie alle behielten den alten Familienverband bei, wie ihn ihre Väter gehabt; zum Schutz und Trutz für ihre Rechte vereint im Leben und Tod. Dieser Verein war, der Form nach, ein Staatenbund; im Gemüth und Leben des Volks aber ein einiger, fester Bundesstaat.

Die Leute in Uri, zufrieden mit ihrem Loose, blieben fremden Händeln lange Zeit abgeneigt. Ihre kriegerische Jugend zog wohl zum Beistand der Bundesgenossen in Schlachtfelder; doch, nach erfüllter Pflicht, ohne fernern Anspruch. Sie verlangten keine Erweiterung ihres kleines Gebiets durch Eroberungen über die Nachbaren; am wenigsten konnte ihr Sinn für Recht und Freiheit Herrschaft über andere Völkerschaften begehren. Erst spät, und ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führt durch das Beispiel der übrigen Eidsgenossen, nahmen sie Antheil an deren Eroberungskriegen, und dünkte es ihrem Rechtsgefühl und Freiheitsstolz kein Unrecht, Herren von Unterthanen, Gebieter von Unfreien zu werden. Sie unterwarfen sich das Livener Thal, und sandten, gemeinschaftlich mit andern Eidsgenossen, ihre Landvögte in die bezwungenen Landschaften von Tessin, in's Rheinthal, in Thurgau und Sargans und in die obern freien Aemter. Von da an verlor sich die edle Sitteneinfalt der Vorwelt. Die Landsgemeinden verkauften die Verwaltung der Landvogteien, denen ihrer Mitbürger, die dafür das meiste Geld boten. Bestechlichkeit und Umtriebe, sonst unbekannte Laster, wurden häufiger. Einzelne Familien bereicherten sich und sicherten sich hinwieder, durch Reichthum, den Besitz der ersten Aemter im kleinen Staate zu; verkehrten, im Namen des Volks, mit den übrigen Eidsgenossen, mit äusländischen Gesandten, vermietheten Kriegsvolk in fremder Herren Dienst, um ihren Söhnen und Verwandten Befehlshaberstellen und Gelegenheiten zu schaffen, Geld, Würden und Kenntnisse zu gewinnen; und nahmen für sich selbst, ohne Scheu, von fremden Höfen Besoldung ihrer Dienstfertigkeit. Bis zum Ausbruch der französischen Staatsumwälzung erhielten die Glieder der Regierung von Uri, wie in den übrigen katholischen Kantonen der Schweiz, vom französischen Hofe regelmäßige Jahrgehalte (deren Gesammtheit sich auf 600,000 Gulden belaufen mochte). Mancher bezog eine Pension von 100 Louisd'ors. Dafür war man an den eidgenössischen Tagsatzungen, wie im eigenen Kanton, dem Wink aus den Tuillerien gehorsam.

Diese wenigen Züge reichen aus, um das Verarten der kleinen Republik, wie ihrer übrigen Schwestern im Gebirg, zu bezeichnen. Johannes Müller, der große Geschichtschreiber der Eidsgenossenschaft, beschrieb die schönern Zeiten derselben, die Tage der Freiheitsschlachten, der hirtlichen Sitteneinfalt, der Würde, Weisheit und Bescheidenheit der Volkshäupter. Der Eindruck davon blieb in allen Lesern zurück, und zog in ihrer Einbildungskraft einen Heiligenschein um das Schweizerthum. Die Zeiten des innern Verfalls aber mit Treue zu schildern, konnte Einheimischen, bei den Machthabern, Gefahr bringen; mußte Ausländern schwer oder unmöglich werden; ward durch Vaterlandsliebe, oder Nationalstolz, durch strenge Geheimhaltung der Urkunden, oder staatskluge Scheue vor dem Auslande, verhindert. Man verschleierte die Wahrheit, um nicht das günstige Vorurtheil der Europäer zu zerstören. Aber das Schweigen von den Gebrechen in den kleinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staaten nährte das Uebel, stärkte und verewigte dasselbe. Niemand dachte an Heilung, bis, nach dem kriegerischen Einbruch der Franzosen im Jahr 1798, der Schleier zerrissen, und Ohnmacht und Verderbniß der Schweiz vor den Augen aller Welt offenbar wurde. Seitdem ist in den meisten Kantonen unstreitig viel Großes gestiftet, viel Löbliches geleistet worden; in einem Vierteljahrhundert mehr, als zuvor in zwei Jahrhunderten. Allein in den kleinern Alpenkantonen, besonders in denen des katholischen Glaubens, blieb man zu Verbesserungen des Staats und seiner Anstalten unthätig und selbst unfähig.

Der Grund davon liegt im persönlichen Interesse der weltlichen und geistlichen Führer, und in der von ihnen begünstigten, oder geduldeten Bildungslosigkeit des Volks; in der Unkunde des Bessern, in der Zufriedenheit mit dem vorhandenen Zustande und dem festen Halten am Herkömmlichen und Gewohnten. Gewohnheit wird nicht nur zur andern Natur des Menschen, sondern auch der Völker. Wie Kinder sich vor unbekannten Erscheinungen zu fürchten pflegen, so hegen Völkerschaften, auf tiefern Gesittungsstufen, Scheu vor jeder Neuerung im öffentlichen Leben. Sie werden sich darin fremd, stoßen überall an, und sehnen sich in das Alte, wie in ihre wahre Heimath zurück.

Das Volk von Uri ist im Allgemeinen ein kräftiger, treuherziger, in Dingen des gemeinen Lebens verständiger, frommer und für Freiheit entschlossener Menschenschlag. Aus Armuth und Gewöhnung mäßig, enthaltsam, einfach, findet es nur beim Genuß der größten persönlichen Freiheit seine wildern Bergthäler bewohnbar. Man will daher Herr in seinem Hause, in seiner Gemeinde, in seinem Lande seyn. Der Hausvater gebietet daheim; stellt seine Knechte und Mägde an, und bewirthschaftet sein Gut, wie ihm gefällt. Die Gemeinde verwaltet ihr Eigenthum, stellt ihre Obrigkeit an, ihre Schullehrer, ihre Pfarrer, die jährlich um ihre Stelle neu anhalten müssen. Die Genossamen wählen ihre Rathsherren, oder Stellvertreter, in den Landrath und in die Gerichte. Die Landsgemeinde ernennt jährlich die obersten Staatsbeamten sammt Schreibern, Weibeln und Zöllnern und entscheidet über Gesetzesvorschläge, Staatsverträge und alle wichtigen öffentlichen Angelegenheiten. An Trennung der Staatsgewalten aber ist da nicht zu denken. Die obern Beamten sind zugleich Regenten, Gesetzgeber und Richter, und können allen ihren Einfluß durch alle Verzweigungen des Staatslebens geltend machen. Abgaben für das Wohl des ganzen Landes gelten, als Verminderungen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Privatwohlstandes; darum gewährt man keine, ohne die größte Noth. Es fehlt mithin auch an manchen der unentbehrlichsten, öffentlichen Einrichtungen, die keinem selbstständigen Staate, von einiger Civilisation, fehlen sollten. Aus Mangel an tauglichen Strafanstalten wird der grobe Verbrecher verbannt, andern Ländern zugeschickt, oder, doch selten, grades Wegs, durch scharfrichterliche Kunst in die Ewigkeit gesandt, in das sicherste Gefängniß, aus welchem sobald Niemand entrinnt. Eben so schlecht ist der öffentliche Unterricht der Jugend bestellt. Die Gemeinden scheuen Geldausgaben; die Eltern, bei eigener Unwissenheit, finden es überflüssig, daß Kinder mehr lernen, als die Alten für sich selber nöthig hatten. Sie gebrauchen Söhne und Töchter lieber zur Arbeit, die Geld einträgt; Knaben und Mädchen ziehen das Haus oder die freie Luft, dem Sitzen in der Schule vor; die Lehrer, meistens arm und bildungslos, dienen um geringen Lohn. So erbt sich Unkunde, Aberglaube und Vorurtheil von Geschlecht zu Geschlecht im Volke fort. Ein junger, talentvoller Mann, der, aus höherer Liebe für sein Vaterland, sich in den Fellenbergischen Anstalten von Hofwyl zum Schullehrer ausgebildet hatte, mußte bei seiner Rückkehr in die Heimath leise auftreten, wenn er nicht Verdächtigung und Verfolgung erfahren wollte; denn er trug die Schuld auf sich, in der Anstalt eines Protestanten gebildet worden zu seyn.

Diese Gesinnung der Menge sagt sowohl den reichern Familien zu, die klug genug ihre Söhne in Schulen außer Landes senden; als auch dem Priesterstande, welcher in der „kindlichen“ Unwissenheit und „Unschuld“ des Volks die sicherste Schutzwehr gegen Gefahren der Aufklärung findet. Weltliche und geistliche Obrigkeit sind daher, durch Ueberlegenheit der Kenntnisse und des Reichthums, die wirklichen „Herren“ im Lande, wie man sie in der That schlechtweg zu nennen pflegt; nur mit dem Unterschiede, daß sie das Volk nicht gebieterisch zwingen können, sondern blos leiten, wohin ihnen gefällt.

Aus demselben Grunde sieht man ungern, wenn Fremde, das heißt Schweizer aus andern und reichern Kantonen, in diesem Ländchen sich ansiedeln wollen. Man fürchtet, sie könnten Begriffe, Ansichten, Kenntnisse verbreiten, die nicht gelegen kämen. Es versteht sich: Protestanten würden die unwillkommensten seyn. Begüterte würden auch den Preis der Ländereien, zum Nachtheil einheimischer Erwerber, steigern können. Man verweigert Schweizern zwar nicht geradezu den Aufenthalt, aber erschwert denselben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FIRST BRIDGE OF THE NEW ST GOTTHARD ROAD NEAR AMSTEG.

ERSTE BRÜCKE DER NEUEN ST GOTTHARD-STRASSE BEI AMSTEG.

LE PREMIER PONT SUR LA ROUTE DE ST GOTTHARD PRÈS D'AMSTEG.

eng. by H. Winkles

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf mannigfache Art; am nachdrücklichsten durch lästige jährliche Abgaben für die Aufenthaltsbewilligung. Noch im Jahr 1833 fand sich der Kanton Luzern genöthigt, den Kanton Uri, durch ausgeübtes strenges Gegenrecht an Urnern, die im Luzernischen wohnten, zu mildern Abgaben eines dort ansässigen Luzerners zu zwingen. Sogar auswärtige Geldanleihen auf Grundeigenthum im Lande werden abgewehrt; denn einheimische Kapitalisten könnten bei größerer Concurrenz Gefahr laufen, niedrigere Zinse annehmen zu müssen.

Dies Alles gilt nicht von Uri allein, sondern auch von den beiden andern Urkantonen Schwyz und Unterwalden. Die Erben Tells erbten eine Freiheit, dürftiger, als die Freiheit des Bürgers in wohlgeordneten Monarchien. Indessen die Leute sind damit zufrieden, also in ihrer Art glücklich.

2.

Die Gotthards-Strass.

(ältere und neuere.)

Die beste Lehrerin und Erzieherin der Völker ist zuletzt immer die Noth. Ohne sie würde der Mensch ein unbeholfenes Halbthier bleiben. Sie weckt den Geist zum Gedanken.

Vorzeiten war die Gotthardsstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zur Verbindung des Nordens mit Italien und dem Mittelmeer. Jährlich wandelten über 16,000 Reisende darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, Soldaten, Abentheurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in andern Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich führten bei 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. mit Waaren herüber und hinüber. Der Stand oder Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 1822) anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei gebaut hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die nähere

Fahrstraße, zum Verkehr Deutschlands mit dem Mittelmeer, über den Bernhardin anlegten, verlor sich das Leben des Gotthardspasses. Denn auf dem übel gepflasterten Wege desselben, nur 10 bis 14 Schuh breit, konnte kein Wagen gehen. Die Waaren, in Fässern und Ballen verpackt, wurden von Pferden getragen, denen, mit hölzernen Satteln bedeckt, man sie auf beiden Seiten anhing. Ein Pferd trug aber nicht mehr, als 3 Centner; diese Last hieß ein Saum. Davon nannte man die Pferde „Saumrosse"; ihre Eigenthümer, die deren gewöhnlich 6—12 hielten, „Säumer."

Indem der Waarenverkehr über die Alpen links und rechts andere Richtungen nahm, verlor ein großer Theil der Bevölkerung, d. i. eine Menge von Arbeitern, Wirthen, Schiffern, Säumern, Handwerkern und Landwirthen, die Mittel ihrer Erhaltung. Ja, manche Ortschaften und Dörfer, die, fast ohne Land, in den hohen, engen Felsenschlünden des Gebirgs sich angenistet hatten, und ohne den starken Waarendurchgang nie ihr Daseyn empfangen haben würden, sahen sich in Gefahr es wieder mit ihm zu verlieren. So blieb keine Rettung, als es eben den nebenbuhlerischen Nachbaren gleich zu thun, und vereint mit dem Kanton Tessin, den Gotthard fahrbar zu machen. Gegenwärtig ist er es; die Straße überall 20 Fuß breit, mit nicht stärkerm Fall als von 5 Schuh auf Hundert. Sieben große und vier kleinere Brücken führen über die Abgründe mit sichern, kühnen Wölbungen.

Die erste der Brücken schwingt sich in zwei Bogen beim Dörflein Amsäg, am Fuß der hohen Windgelle über die Reuß, wo sich der wilde Kerstelenbach des Maderaner-Thals in den Strom vom Gotthard stürzt. Der Blick durch die erhabenen, steinernen Bogen, thalabwärts, gewährt ein wunderbar liebliches Bild der Landschaft; in der Nähe die hölzernen Häuser des Dörfchens, deren es kaum viele über 30 zählt; rechts die beinah 9000 Fuß hohe Windgelle; links die neue Fahrstraße über den Gotthard.

Vormahls, noch vor dem Jahre 1821, that hier eine offene, hölzerne Brücke Genüge, welche im Jahr 1799 Zeuge eines blutigen Treffens zwischen Franzosen und Oesterreichern gewesen war, die um den Besitz derselben stritten. Ich sah, wenige Tage nach dem Kampfe, die Brücke noch mit dem Blute der gefallenen Krieger befleckt, als ich auf ihr mich mit dem General Loison erging. Dieser französische Feldherr erzählte mir damals Einzelnheiten von dem Treffen an dieser Brücke und wodurch es veranlaßt worden war, die mir wunderlich genug schienen.

Die Generale Lecourbe und Gudin waren nämlich, bald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach der Schlacht bei Zürich und Massena's Sieg über Korsakow, beauftragt, die Höhen des Gotthard zu erobern und zu besetzen. Gudin zog zu dem Ende mit seiner Division über die Grimsel und Furca; Loison über das hohe Mayenthal, am Fuß der Gletscher gelegen, wo er aus einer alterthümlichen Schanze die darin stehenden Oesterreicher, nach wenigen Flintenschüssen, vertrieb. Bei Wasen, einem ärmlichen Dorf an der Gotthardsstraße, stieß er zum General Lecourbe. Wie er mit diesem, an der Spitze der Truppen, bergauf ritt, meldeten Eilboten des Vortrabs: eine große feindliche Heermacht rücke vom Urserenthal herab ihnen entgegen und bedecke mit seinen Bataillonen nicht nur den offenen Weg, sondern alle kaum gangbare Klippen am andern Ufer des Reußstromes. Beide Generale lachten. Sie wüßten von keiner Armee auf dem Gotthard, oder von wannen eine solche kommen könnte? Aber neue Boten bestätigten die Nachricht der ersten, ohne sagen zu können, welcher europäischen Macht die feindlichen Schaaren angehören mögten. Es entspann sich bald das Gefecht. Man erkannte, es seyen Russen, mit denen man zu schaffen habe. Es war Suwarow, der, von Italien her, in die Schweiz dringen wollte. Während die Franzosen von der Uebermacht des Gegners langsam gegen Wasen zurückgedrängt wurden, meldeten andere Boten, die in größter Eil von Amstäg heraufgesprengt waren, daß General Rosenberg mit zahlreichen Schlachthaufen von Oesterreichern, aus Bünden ins Maderanerthal eingerückt sey, und den Franzosen den Rückweg vom Gotthard zu versperren drohe. Nun war keine Zeit zu verlieren. Während Loison durch Widerstand das schnellere Vorrücken Suwarows bis nach Wasen so lang, als ihm möglich war, hemmte und dann sich wieder, die steilen Berghalden bei diesem Dorfe hinauf, ins Maienthal ziehen mußte, eilte Lecourbe mit seiner Division nach Amstäg hinab.

Hier fand er das Dorf und die Brücke schon von der starken Vorhut der Oesterreicher besetzt, und seinen Heimweg in die sichern Schanzen von Seedorf, am Ufer des Vierwaldstätter Sees, abgeschnitten. Jeder versäumte Augenblick führte ihm die österreichische Hauptmacht vom Maderanerthal näher. Hinter ihm drohte Suwarow in wenigen Stunden zu erscheinen. Lecourbe sah sich von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, und keinen Ausweg, als über die Brücke. Er ließ sie durch seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet stürmen. Flinten- und Kanonenfeuer warf diese Tapfern zurück. Er gebot den Angriff zum andern und zum drit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tenmahl, mit eben so schlechtem Erfolg. Die Soldaten wurden unentschlossen, wankten, zögerten, ungeachtet des wiederholten Befehls zum Sturm. Da riß Lecourbe, nach einigen derben Flüchen, einem der Grenadiere das Gewehr weg und stürzte sich allein gegen die Brücke. Die Grenadiere sahen es, erhoben voll Unwillens über ihn ein furchtbares Geschrei, rannten ihm nach, erstürmten die Brücke und trieben die Oesterreicher zurück. Am schlimmsten fast lief es für Lecourbe ab. Seine Grenadiere, durch ihn beschämt, über ihn erbost, hatten ihn noch zeitig auf der Brücke ereilt und fluchend hinter sich geworfen. Mann um Mann stieß ihn nun weiter zurück, so unsanft als möglich. Es gab Kolbenstöße, Rippenstöße, Faustschläge unterwegs. Der General selbst erzählte lachend von den blauen Flecken, die er davon wochenlang am Leibe getragen. Aber er gelangte durch Amsläg, und, immer der letzte Mann auf dem Rückzuge, glücklich wieder in die Verschanzungen von Seedorf.

Man hielt ehedem den Weg über den Gotthard für eines der erstaunungswürdigsten Riesenwerke menschlicher Kraft und Kunst, im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur zu besiegen darbot. So ist's heute nicht mehr. Der Bau der jetzigen Straße erscheint von der alten verschieden, wie das 19te Jahrhundert vom 13ten oder 14ten. Die Simplonstraße aber ist um 5 Schuh breiter, als sie. Das berühmte Urnerloch, jetzt bedeutend erweitert und heller geworden, übertrifft keineswegs an Länge und Breite die mehrfachen Gallerien vom Simplon; mehrere von den Brücken des letztern sind mit nicht geringerer Kühnheit über die Abgründe gesprengt. Wer in Bünden die Bernhardinstraße mit ihrem „verlornen Loch", mit ihrer Via mala, oder wer den verwegenen Bau über den Stelvio bei Bormio sah, findet da nicht weniger zu bewundern, als am Gotthard.

Hingegen der Wechsel hier von angenehmen, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichsten Wildnissen; der Kontrast freundlicher Hütten neben Bächen und Bäumen, und kleinen Gärten auf Felsenblöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des Urgebirgs quillt, wird wohl von keiner der andern Alpenstraßen übertroffen. Das Dörflein Wasen gewährt droben noch einmal, mit seinen braunen Hütten und der malerischen Kirche auf dem Hügel, unter Gebüschen und wilden Kirschbäumen, einen erquickenden Eindruck. Vom Himmel nieder leuchten Gletscher über dunkelgrünen Alpen; flattern Wasserfälle. — Das Dorf Gestinen, oder Geschenen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

THE DEVIL'S BRIDGE. DIE TEUFELSBRÜCKE. LE PONT DU DIABLE

ЧОРТОВЪ МОСТЪ

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine halbe Stunde höher am Gebirg, ruht schon an den Gränzen der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen verschwinden will, und Schutt der Berge, rechts, ein unwirthbares Thal, füllt, von Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man zuweilen noch einförmiges Geräusch aus dem Abgrund; zuweilen noch das ersterbende Getöse eines Bachs, der aus unersteiglichen Höhen stürzt und im Sturz verfliegt. Ringsum steigen die Berge der Schöllenen senkrecht, glatt und kahl in grausenhafter Nacktheit empor; schwarze Mauern 100—1000 Fuß hoch. Man wandelt wie auf dem tiefen Boden eines ungeheuern Felsenkessels, oder vielmehr an einer Rippe desselben, längs welchem die Straße sich, unter überhangendem Gestein, über jähen Abhängen fortwindet. Oft scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder erscheint, öffnet er nur die Aussicht in noch furchtbarere Wüstenei. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, vor sich droben. Er bricht da durch den Riß der Berge zwischen dunkel-glänzenden Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe hinunter, und zerschellend im finstern Geklüft, steigt er als Wasserstaub gespenstisch unter dem hohen Bogen der Teufelsbrücke wieder auf und umgaukelt sie, unter ewigem Donner und Windsturm, mit Wolken, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, denn anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere Höhle des gegenüberstehenden Felsen. Der Ausweg vom Thal der Schrecken droht Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu werden. Und wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, aus der Dämmerung des Urnerlochs an's Licht des Tages hervortritt, umfängt ihn eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes Wiesenthal, von grünen Bergen umfangen, liegt träumerisch vor ihm da. Von Erlen und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt. Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospental. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünfthalbtausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

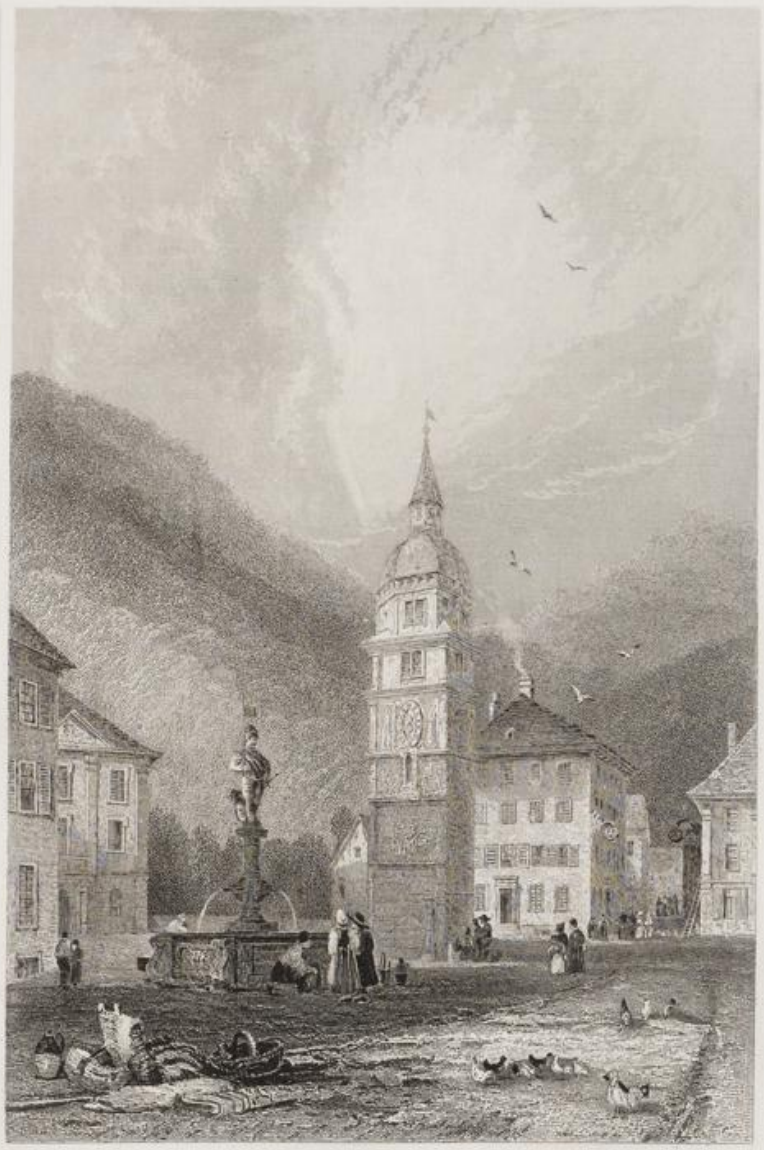
3.

Altdorf.

Der Hauptort des Kantons Uri erscheint, als ein stattlicher Flecken von einigen hundert, zum Theil wohlgebauten Häusern, in der Thalebene, eine halbe Stunde vom See, und am Fuße des schroffen Bannbergs. Geräumige, reinliche Straßen; Gebäude, zuweilen in italiänischem Styl; artige Anlagen und Gärten, Kirchen, Kapellen, Klöster, heitere Umgebungen voller Mannigfaltigkeit, machen Altdorf zur zierlichsten Ortschaft sämmtlicher Urkantone. Fast in der Mitte des Fleckens tritt uns ein alterthümlicher Thurm entgegen, dessen Seiten von bunten Gemälden bedeckt sind. Sein Bau ist vermuthlich ein Werk des eilften Jahrhunderts. Noch im Jahr 1567 sah man in der Nähe eine Linde, welche für die galt, unter der Wilhelm Tells Knabe mit dem Apfel auf dem Haupte gestanden. Statt ihrer steht nun aber ein steinerner Brunnen da, der noch „Tellenbrunnen" geheißen wird. Links schaut der finstere Bannberg in die Straßen nieder, dessen Tannenwälder keine Axt berühren darf, weil sie den Ort vor der Gefahr von Lauinen und herabrollenden Steinmassen schützen sollen.

Zwar schöner ist Altdorf aus der Asche hervorgestiegen, nachdem es, im Frühjahr 1799, fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden war, zu denen sich verderbenvoll der Fön gesellt hatte. Aber reicher ist es nicht erstanden; der alte Wohlstand nicht wieder heimgekehrt. Zuerst versiegten für seine vornehmern Bewohner die Geldquellen der französischen Pensionen und ausländischen Kriegsdienste, beim Ausbruch der Staatsumwälzung in Frankreich; dann vernichtete jene Feuersbrunst den Großtheil des Orts, und man werthete den Schaden auf drei Millionen Franken. Darauf verheerten abwechslend Franzosen, Russen und Oesterreicher mit Einlagerungen und Durchzügen ihrer Truppen, mit Plünderungen, Gefechten und Treffen das arme Thal. Endlich, nach Wiederkehr des Friedens, verminderten die besser gebauten Alpenstraßen der Nachbaren sogar den Waarenverkehr mit Italien, eine der vorzüglichen Erwerbquellen des armen Landes. Das Unglück zu vollenden, muß aber nun noch die Unwissenheit und Unbeholfenheit des meisten Volks und die Arbeitsscheue einer großen Menge dürftiger Familien dazu treten, die, ohne Eigenthum und nur von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ALTDORF.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Almosen oder
die Plage der
Schon läng
den ehemaligen
Man erinnert si
kens unzählige M
sige, ja selbst s
geblieben waren,
zung französischer
Dieser verderbliche
Volksbildung, ver
wohl durch wachsen
eines Kampfes zw
gefährlicher, als in
zu der nie ein Sta
Wie schön und
häßlich erscheint n
ihren Gesetzen, von
fallen ist! Die Ges
lehrt, daß nicht Bild
schlaue Verwilderung d
vollen Untergang der
ben. Das wilde Thi
wendet undankbar auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Almosen oder leichten Verdiensten beim Waaren-Durchzug gewöhnt, die Plage der Begüterten geworden sind.

Schon längst sah man in umliegenden Dörfern nicht ohne Neid den ehemaligen Wohlstand und sehr mässigen Aufwand Altorfs. Man erinnert sich izt, wie bei dem ungeheuren Brande des Flekkens unzählige Menschen aus den nachbarlichen Ortschaften müssige, ja selbst schadenfrohe Zuschauer des furchtbaren Unglücks geblieben waren, und wie sie es gleichgültig der damaligen Besazzung französischer Soldaten überließen, das Feuer zu löschen. Dieser verderbliche Geist ist späterhin leider durch keine edlere Volksbildung, vermittelst Schule und Kirche, verbannt, vielmehr wohl durch wachsende Verarmung gesteigert worden. Der Ausbruch eines Kampfes zwischen Güterlose gegen Besitzende wäre nirgends gefährlicher, als in solcher Republik. Jede politische Mißhelligkeit, zu der nie ein Stoff fehlt, könnte ihn leicht entzünden.

Wie schön und edel blüht die ewigherrliche Natur, und wie häßlich erscheint nur zu oft der Sterbliche in ihr, wann er von ihren Gesetzen, von den Gesetzen der Vernunft und Gottes abgefallen ist! Die Geschichte der größten, wie der kleinsten Völker lehrt, daß nicht Bildung des Herzens und Geistes, sondern staatsschlaue Verwilderung der Menschen alles Elend und den verzweiflungsvollen Untergang der bürgerlichen Gesellschaften herbeigeführt haben. Das wilde Thier, zum Dienst des Meisters abgerichtet, wendet undankbar auch den Zahn gegen ihn, wenn es gehezt wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf